Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 51. Bromberg, den 22. Dezember 1922.

Jan im Moor.

Roman von Luise Westkirch.

(12. Fortsetzung.) —— Nachdruck verboten.)

Zehntes Kapitel.

Nachdem Hilmer Frieda Lampert in die Flettür des Allmerhofs hatte eintreten sehen, stand er lange auf der Dorfstraße am Kanal und wartete mit wildklopfendem Herzen. Bald würden drinnen laute Stimmen gegeneinander hallen. Bald würde Jan Osmer über die Kanalbrücke davonstürzen zum letzten Mal, zum allerletzten Mal! Vom Allmerhof, den sein Fuß nie wieder betreten durfte. Auf seine Verabschiedung in Schimpf und Schande wartete Hilmer, und nur das schmerzte ihn, daß dieser Ausgang auch Anna Leid bereiten würde.

Aber die Minuten verrannen. Still blieb es im Haus. Kein Mensch auf Weg und Steg. Von den Birken, die grellgelb durch den Abendnebel leuchteten, sank ab und zu ein Blatt in den Kanal, so daß sein braunes Wasser aussah, als wären Goldstücke darüber gestreut. Zuweilen krächzte eine Krähe, die vom braunen Moor heimstrich zu ihrer Schlafstelle, oder ein Nebeltropfen rann von einem Zweig mit leisem Aufklatschen zur Erde.

Auch in dem Mann wurde es still in der großen Stille. Die Erzählung der fremden Dirne von dem Wachsstreichholz in Jan Osmers Hand hatte ihn überwältigt, ihm fast die Fähigkeit geraubt, zu überlegen. Nun konnte er die Sachlage ruhig überdenken. War Jan Osmer, der Eidbrecher und Mädchenverführer, auch ein Mörder? Ein Mörder von solcher Ruchlosigkeit, daß er sich erdreistete, um des Erschlagenen Tochter zu freien? In dessen Haus und Hof sich zu setzen? Und trat aufrecht und stolz daher! Und konnte lachen so hell wie wenige? Das eine war gewiß: Jan Osmer hatte Wachszündhölzchen benutzt. Es würde notwendig sein, sich zu überzeugen, ob er sie noch benutzte? Ja, das mußte zuerst geschehen. Das Klappern von Holzschuhen unterbrach Hilmers Gedankengang. Als er sich umwandte, stand in seinem geflickten Wams, den zerbeulten Hut tief in der Stirn, Willgrebes Hütebub neben ihm. Aber er bot ihm nicht die Zeit, er schien ihn gar nicht zu sehen. Mit vergrellten Augen starrte er auf den Dachfirst des Allmerhauses.

„Hast dr ein Geschäft auf dem Hof?“ fragte Hilmer, den die Gegenwart des seltsamen Jungen in seinem Grübeln störte.

Krischan hob deutend die Hand, ohne die Augen zu wenden: „Süh doch!“

„Was is dr denn?“

„Da! Un dort! An alle Eckens un Kantens! Hu, is das gräsig!“

„Was denn?“

„Siehst's denn nich? Bis an'n Himmel flackert das. O! Mein Augens halten das Glistern nich aus.“

„Bengel! Dr is ja kein Funke Licht! Nich mal ein Fenster hell.“

Unruhig geworden, musterte Hilmer schärfer das Haus. Nein, nirgends ein verdächtiges Glimmen. Kaum drang durch das Flettfenster ein matter Widerschein des im Feuerloch schwelenden Torfes. Ganz schwach nur kräuselte sich der Rauch aus dem Rauchloch im Dachfirst. Unheimlich, unbegreiflich, diese Stille! Eine Dern, die so bitteren Schimpf erfährt, pflegt so leise nicht Abrechnung zu halten. Auch Anna war von der rasch zufahrenden Art. Regte sich's denn noch immer nicht in dem wie ausgestorbenen Haus? Ging nicht eine Tür? Endlich! Nein, nicht. Hilmer ertrug die Ungewißheit nicht länger. Er ging über die Brücke, er ging den Wiesenpfad entlang.

Am Brunnen stand Wischen und füllte den Eimer. Er rief sie an.

„War dr nich vannachmittag ein fremde Dern bei euch, Wischen?“

„Woll. Die hat Jan Osmer gleich wieder aus'n Haus gebracht.“

„Hat sie der Anna ihr Anliegen denn nich gesagt? Is dr kein Streit ausgebrochen zwischen dein Bäuerin un Jan Osmer? Is ihr Verspruch nich in Stücke gegangen?“

Die Magd sah ihn mit runden Augen an. „Dich steigt die Jalousie woll zum Kopfe? Wie ein Täuberich bei sein Taube is Jan Osmer mit der Anna in der Stube gesessen bis vor'n Augenblick. Un die Hochzeitskuchen steh'n dr gebacken un parat.“ In Hilmer stieg eine Wut auf, die ihm Feuer vor die Augen malte. Abermals und wieder hatte Jan Osmer ihn besiegt! Verblendet durch irgendeinen Kniff hatte er die alte Geliebte und die neue und blieb der Bräutigam von Anna Allmer!

Ohne ein Wort wandte sich Hilmer, rannte geradenwegs zum Osmerhof, entschlossen, diesmal den Feind zu erwürgen, er mochte sich zur Wehr setzen oder nicht.

Als er sich der Brücke näherte, sah er Jan Osmer und seinen Knecht Kort das beladene Torfboot den Kanal hinaufstaken nach Bremen zu. Bei diesem Anblick kam eine große Ruhe und Klarheit über ihn. Er sah plötzlich seinen Weg. Er wartete, bis der Kahn aus Sehweite geglitten war. Dann betrat er gelassenen Schrittes den Osmerhof. Auf dem Flett saß Jürgen-Ohm, noch immer zärtlich mit der Neige der Weinprobe beschäftigt. Aber so klar war sein Kopf dennoch, daß er sich über Hilmers Besuch wunderte. —

„Guten Abend, Jürgen-Ohm“, sagte Hilmer ruhig. „Jan Osmer schickt mich. Er hat seinen Tabaksbeutel vergessen. Ich soll ihn ihm bringen. In seiner Kammer liegt er, in'n Schapp.“

„Ei süh“, lachte Jürgen-Ohm. „Sein Tabaksbeutel willst holen? Bist ein braven Jung, Hilmer. Nee, recht hast! Ich bin auch keines Menschen Feind. Die Dingens kommen all, wie sie kommen. Kann kein was bei tun. Mach dir's kommod. Eile hast? Ja, das is so. He, Peter! Dann stich mal 'ne Kerze an und geh Hilmer Poppe zur Hand, daß er sich in Jans Kammer zurechtfind't.“

Der Knecht ging leuchtend voran. Aufgeregt sah Hilmer sich in der Kammer um. Neben dem Bett standen keine Streichhölzer. Auch auf dem Wandbrett über dem Tisch nicht.

„Dies ist sein Schapp“, sagte der Knecht und öffnete die Tür eines Schrankes.

Bücher waren in den Fächern aufgestapelt, Kragen, Taschentücher, auch Tabakrollen, eine kurze Pfeife. In der Ecke standen ein paar kleine bunte Pappschachteln. Hilmer ergriff hastig eine, zog sie auf. Da lagen vor ihm die schlanken weißen Wachsstäbchen genau von derselben Form, derselben Größe wie das, das er in seiner Tasche trug — und hatten dieselben grünen Köpfe! Die Entdeckung überwältigte ihn.

„Dr is kein Tabakbeutel in 'n Schapp“, sagte der Knecht.

Mit gewaltiger Selbstbeherrschung faßte sich Hilmer. „Denn kann ich ihm ja den Tabak ohne Beutel bringen.

Un ja, sein Feuerzeug will Jan Osmer auch haben. Dies mag es woll sein?"

Peter nickte. „So'n Dingens sticht er an, wenn er spät in der Nacht nach Hause kommt. Das hab' ich gesehn."

„Denn is 's gut."

Eilig ging Hilmer an Jürgen-Ohm vorüber. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Nach Bremen! Noch in der Nacht! Noch in dieser Stunde! Zum Rechtsanwalt! Zum Richter! Und morgen zurück, den Haftbefehl in der Tasche, von Gendarmen begleitet. Jan Osmer würde nicht Hochzeit machen mit Anna Allmer.

Hilmer kehrte auf den Poppehof nur zurück, um seinen Kirchenrock anzuziehen, weil er dazu gehört, wenn einer bei den Stadtherren eine Sache ausfechten will, und um aus dem Sparstrumpf so viele harte Taler zu sich zu stecken, wie drin waren, wohl wissend, daß zum Gelingen eines Vorhabens Geld so nötig ist wie Luft zum Atmen. Ohne den Seinigen Bescheid zu sagen, rannte er den Weg nach Bremen.

Mond- und sternlos war die Nacht. Der Wind sang sein Lied über das wilde Moor und steigerte sich langsam zum Sturm. Ein feiner Regen begann zu fallen, wurde dichter, gröber. Der Sturm warf die Tropfen wie schneidende Pfeile dem eilig Schreitenden ins Gesicht. Hilmer achtete nicht auf den Aufruhr der Sturmnacht, der mit schauerlichen Tönen ihn umrauschte. Seit Mittag hatte er nichts gegessen. Er nahm sich doch nicht Zeit, in einem Wirtshaus Rast zu machen. Wie gejagt rannte er durch die schlafenden Ortschaften. Vorwärts! Vorwärts! Daß er den Mörder von Christoph Allmer faßte, bevor Anna Allmer sein Weib wurde!

Schon schimmerten unter den tiefhängenden Wolken durch den klatschenden Regen die Lichter von Bremen. Vereinzelte Gehöfte lagen links und rechts an der Straße, unförmliche dunkle Massen in der Dunkelheit. Rauschend bogen sich in der schwarzen Finsternis unsichtbare Wipfel mächtiger Bäume, streuten ihre letzten Blätter in dem Sturm, der sie wie Schwärme nasser Vögel Hilmer um Augen und Ohren wirbelte. Und plötzlich, in dem Höllenlärm von Sturm und Regen fast verhallend, ein Knattern und Fauchen, um die Wegbiegung aufflammend ein Lichtblitz. Hilmer fühlte etwas wie einen Stoß gegen Schulter und Kopf. Dann nichts mehr. Fauchend und knatternd jagte das Auto weiter seinen Weg durch die unsichtige Nacht.

Am Wegrande blieb ein dunkles Etwas zurück: Hilmer Poppe, der keine Eile mehr hatte. Er lag dort, bis ein Milchhändler, der neben seinem Fuhrwerk zur Stadt ging, ihn entdeckte und mitleidig den Bewußtlosen zwischen seinen Kannen mitnahm zum Krankenhaus in Bremen.

*

Als Jan Osmer von Anna zurückgekehrt war, hatte er sofort Kort gerufen und mit ihm das Torfboot bestiegen, das beladen im Schuppen lag. Er wußte, das beste Mittel, grillenhafte Dirnen zahm zu bekommen, war, sie sich selbst zu überlassen. Kein geschickterer Anwalt als die Abwesenheit. Sein unfehlbarer Instinkt sagte ihm überdies, daß es nach dem Vorgefallenen gut war, wenn Anna ihn vor der Hochzeit so wenig wie möglich sah.

Stumm, mit harten Stößen handhabte er das Ruder, in bösester Laune. Erst als die Kolonie weit hinter ihnen lag und in der grenzenlosen Öde des wilden Moors Kort vor dem aufkommenden Winde das schwarze Schiffssegel aufzog, setzte Jan sich neben den Mast und sprach in abgerissenen Worten zornig von dem Mißgeschick des Tages.

Unruhig hörte Kort zu. Wenn es ihm nicht um das kleine Eigengut zu tun gewesen wäre, für das er sparte und sündigte, er würde noch heute Jan Osmer verlassen haben.

„Es scheint, Jan Osmer," sagte er endlich, „daß dr doch woll ein Gott im Himmel sein muß, un daß er mit sein Geduld mit dich endlich an'n Rand is. Wahr is auch, ich würd' mich mehr an ein Gott glauben, wenn er zugäb', daß du Hochzeit machst mit Anna Allmer."

Jan brauste auf. „Un wenn Himmel und Hölle drgegen angehn, — ich frei' die Anna Allmer, oder ich will nich leben!"

Der Sturm, der immer heftiger einsetzte, machte weitere Zwiesprache unmöglich.

Vor zur Hälfte gerefftem Segel flog der schwere Kahn wie ein Federball den Kanal entlang, während der Regen prasselnd das Wachstuch über der Schiffsladung peitschte und der Mast sich im sausenden Sturm bog. Jan hatte sich aus dem Schein der Schiffslaterne in den Schatten des Segels zurückgezogen. Wer konnte wissen, ob nicht die Tatern rachsüchtig am Ufer lauerten? Wie ein Glühwürmchen zog das schwache Flämmchen durch die Dunkelheit, die rings um das Schiff stand, so dicht, als ob es durch den Erdschoß selbst sich die Bahn wühlen müßte. Keine Möglichkeit, die Ufer zu erkennen, und jedes Maß von Ort und Zeit verwischte die rasende Fahrt. Jetzt schien es, als ob die Finsternis zur Rechten sich noch verdichtete. Der Kanal machte die Biegung um den weit ins Land schauenden Dünenhügel, der den Friedhof von Weyerhagen trug.

Versunken in seine sorgenvollen Gedanken, hatte Kort, der am Steuer saß, der Krümmung nicht geachtet. Im nächsten Augenblick grub der Schiffsbug sich in die Kanalböschung links. Der Kahn saß fest. Mit einem Fluch riß Jan das Segel herunter, damit unter dem schweren Winddruck das festgehakte Boot nicht kenterte. Kort faßte schuldbewußt den Riemen, um den Bug von der Böschung loszustaken und wieder in die richtige Fahrtrichtung zu bringen. Mit all seiner Kraft stemmte Jan das andere Ruder ein. Aber Menschenkräfte vermochten nichts gegen den zum Orkan angewachsenen Sturm, der den plumpen Kahn unwiderstehlich vorwärts drängte und eine Spille immer tiefer einwühlte in die braune Erdwand.

Und jetzt sauste ein Stoß daher, der das Wasser im Kanal emporpeitschte, es zu mischen schien mit dem Wasser, das vom Himmel strömte. Der Schiffsrumpf zitterte, der Mast ächzte, wild klapperten die Segelstangen. Und in dem Aufruhr, der Erde und Himmel durcheinander zu wirbeln schien, flog etwas Dunkles wie ein gespenstiger Vogel herab von der Höhe des Hügels, durchschnitt den Lichtkreis der Laterne und legte sich naß und kalt Jan Osmer um Stirn und Hals.

Herr und Knecht schrien auf. Kaum wagte Jan den Spuk zu begreifen. Als ob mit dem gewaltigen Stoß der Sturm seine Kraft erschöpft habe, wurde es plötzlich still, unheimlich still. Und im Schein der Schiffslaterne lasen Jan Osmer und Kort, der schlotternd ihm über die Schulter spähte, auf schwarzer Atlasschleife in Goldbuchstaben die Worte: „Christoph Allmer, geb. 21. Februar 1830. Schändlich ermordet am Pfingstabend 1880." Und auf dem andern Schleifenende: „Gott wird seinen Tod rächen."

Aufheulend warf der Knecht sich auf die Knie.

„Das jüngste Gericht is da! Die Toten stehen auf! Herr Gott, vergib mir meine Sünden um Jesu Christi willen! Jan Osmer, mach' dein Frieden mit Gott! Laß ab von dein Ruchlosigkeit! Du darfst die Anna nicht freien! Siehst nich Gottes Finger? Die Toten stehen auf."

Jan stand im Lichtschein der Laterne. Sein Gesicht war weiß unter seinem Sonnenbraun. Seine Brauen zogen sich zusammen, daß eine Falte senkrecht in seine Stirn schnitt. Mit der Faust zerknitterte er das schwarze Band.

„Wir liegen unter dem Friedhof," sagte er zornig. „Der Sturmwind hat von ein Grab ein Sleife heruntergeweht. Siehst das nich?"

„Bist du 'n Mensch," schrie Kort, „daß dich upstunn noch kein Grausen packt? Sturmwind! Kranzschleife? Betrüg' dich nich. Gottes Botschaft is das Band. Der Tote wehrt dir sein Kind."

„Un wenn Lebendige un Tote un Gott un Menschen sie mir wehren," rief Jan dagegen, „ich frei die Anna Allmer! Aber wenn du sagst, daß der Tote mir die Ehre tut, mir das Wort zu gönnen, dann so schick es sich, daß ich sein Höflichkeit erwidere." Er nahm seinen Hut ab und sprach laut und feierlich in die Dunkelheit hinauf: „Christoph Allmer! Ich lad' dich auf übermorgen zu mein' Hochzeit mit dein Tochter Anna. Wirst kommen?"

Kort warf sich vor Angst auf den Boden.

„Hörst das? Hörst das? Er hat Bescheid gegeben! Erbarm dich, Gott! Nich an mir straf' so ein schändliche Lästerung!"

Der Windstoß hatte den Torfkahn auf seinem Kiel gedreht, so daß er freikam und den Kanal hinabzutreiben begann. Jan riß seinen Knecht vom Boden auf.

„Sieh zum Steuer! Bangbüx!"

Und während Kort, an allen Gliedern bebend, die Steuerung faßte, warf Jan Osmer die Kranzschleife von Christoph Allmers Grab in den Kanal. Der Bootskiel ging darüber weg.

Elftes Kapitel.

Am Vorabend des Hochzeitstages erst kehrte Jan Osmer von Bremen heim, im Gegensatz zu seinem Knecht Kort in bester Stimmung. Er hatte mit Silberberg ein günstiges Abkommen getroffen, er hatte den Polizeikommissar vermocht, Gendarm Helmke für den Hochzeitstag nach Weyerdamm zu beordern, um etwaige Anschläge der Tatern zu vereiteln. Er hatte vor allem den Pastor beredet, auf dem Allmerhof selbst die Trauung zu vollziehen, auf die Frieda Lampert nun an der Kirche von Weyerhagen vergeblich warten würde.

In großer Erregung begrüßte Anna ihn.

„So lange Zeit hast weggehen mögen?"

„Du wolltest mich ja nich um dich leiden, liebe Dern," antwortete Jan Osmer lächelnd. „Ich tu allerwegen nach dein' Willen."

Sie schlug die Augen nieder. Tränen quollen unter den Lidern auf.

„Was ist aus mir geworden,“ klagte sie. „So herzhaftig un voll Zuvertrauen wie ich vordem immer gewesen bin.“

„Ja süh,“ sagte er, „damit, daß du dich schonst un nich den weiten Weg nach Weyerhagen zu machen brauchst, bin ich eigens nach'n Pastor gewesen und hab' ihn das vorgestellt, daß er uns hier im Hause zusammengibt.“

Dankbar und scheu sah sie zu ihm auf. „Das is gut, Jan. Weißt, es sind die Gedanken, die mich unpaß machen, dumme, swere Gedankens. Wenn du dr bist, trauen sie sich nich vor. Aber wenn ich dein Gesicht nich seh, kriechen sie aus allen Eckens auf mich ein. Andere Derns haben in so'n Umständen Elterns, Verwandtens, Freundens. Ich hab' nich Mutter, nich Vater. Und die Freunde, die mich lieb hatten, die hab' ich verstoßen für dich. Nu hab' ich nur dich, nur dich auf der Welt, Jan. Laß mich dr nie un nie an irre werden, daß du an mir hältst, wirklich und wahrhaftig un in dein Herzensgrund.“

Während die Braut also zagte und sich bangte, war in der ganzen Kolonie ein großes Freuen auf die Hochzeit. Getanzt zwar durfte auf dem Allmerhof nicht werden, weil sein letzter Herr noch kein Jahr in der Erde schlief. Ein desto üppigeres Mahl erwartete die Geladenen und geladen war der ganze Ort. Damit aber auch das junge Volk nicht zu kurz käme, hatte Vorsteher Schnakenberger seine Diele ausgeräumt, dort mochte die Jugend nach Herzenslust sich im Tanze schwenken, während die Alten bei dem Hochzeitspaar auf dem Allmerhof ihre Pfeifen rauchten.

Todmüde von Schaffen und Schmücken, von Backen und Braten gingen am Abend Herrin und Gesinde im Hochzeitshaus zu Bett. Es wurde doch keine gute Nacht. Zuerst schlug der Hund auf der Diele an. Und als der Großknecht aufstand und nachsah, war kein Fremder weit und breit zu spüren. Danach fuhr mit lautem Kreischen die Jungmagd aus ihrer Kammer, heilig beteuernd, daß ein menschliches Gesicht in ihr Kammerfenster geschaut habe, ein gelbes Gesicht mit schwarzem Haar und pechschwarzen Augen. Sie war auch nicht zu bewegen, sich wieder hinzulegen, bis der Knecht ihr als Schutz die Egge vor das Kammerfenster genagelt hatte. Anna selbst schrak immer wieder aus schweren Träumen auf, weil sie meinte, schleichende Schritte um die Hauswand gleiten zu hören, weil im Stroh des Dachs ein Scharren und Rascheln war, Töne, wie sie sie nie vernommen hatte.

Mit verweinten Augen kam sie zur Frühsuppe. Wischen stieß Tische und Stühle, in übelster Laune versichernd, daß all solch unbegreifliche Dinge sich von selbst verständen in einem Haus, in dem Wort und Treue gebrochen und Hochzeit gefeiert würde, während die Schwelle noch rot sei von ungesühnter Bluttat. Sie wundere sich über gar nichts. Es würden noch ganz andere Dinge geschehen.

Während die Schüssel noch halb voll Grütze stand, weil keiner Lust zum Essen spürte, kam Gesche Poppe gelaufen.

Ob auf dem Allmerhof jemand von ihrem Stiefsohn Hilmer wisse, fragte sie aufgeregt. Vor zwei Tagen sei er in seinem besten Zeug fortgegangen, niemand von ihnen wisse wohin, und nicht zurückgekommen. Mit bösem Blick auf Anna deutete sie an, Hilmer sei in den letzten Tagen wie unbesinnlich gewesen und sie würde sich nicht wundern, wenn der arme Mensch sich ein Leid angetan hätte.

Schmerz und Angst überwältigten Anna bei dieser Nachricht, daß sie in lautes Schluchzen ausbrach.

Ja, das könne nun nichts mehr helfen, antwortete Gesche. Wenn Anna ihr über Hilmer auch keinen Bescheid geben könne, dann wolle sie nur nach Hause gehen und die Hochzeit nicht weiter stören. Über kurz oder lang würde ihnen der arme Junge ja wohl ins Haus gebracht werden.

Wischen schob ihren Stuhl zurück. „Wenn du mir deinen Hof dr um schenken wolltest, Anna Allmer, ich möchte vandage nich du sein.“

(Schluß folgt.)

Der Johannes von Tirol.

Eine Weihnachtslegende aus dem Jahre 1915.

Von Max Prels.

Schnee lag über dem Bozner Land. Der ganze wunderlich-süße Garten Süd-Tirols war behütet von dieser weichen, weißen Riesenhand, die Obst und Reben vor den Frösten der Rauhnächte abschloß. Wie eine Mutter ein liebes Kind zudeckt mit ihrer Wärme, damit es nicht Schaden nähme an dem Bösen der Welt. Gegen Süden, über die Talferbrücke stand der Rosengarten auf, nicht mehr wie eine sommerliche Krone aus Blut und Rubin — eisern, eisig, hart, ein lanzenbewehrter Schutzwall, dem Feind zum Trotz, dem Land zur Wehr. Blutrosen wuchsen jetzt weiter im Süden, dort, wo der rote Adler Tirols über die Firnen flog, ein Licht in den Winterwolken entzündete, Fackeln gleich die Weihe des Krieges in dunklen Tälern und über lichtlose Schründe schwang. Manchmal kam von dort der Schrei der Schlacht herüber, wie eine losgetretene Lawine, die zu Tal gehend, unversehens in die Hütten bricht; oder wie ein Lärm, den der tiefe Süden nicht mehr bergen konnte, und der nun, von der Eile müde und schwach geworden, röchelnd oben im Bozner Land zusammenbrach.

In den kleinen Dorfkirchen bettelten die Glocken täglich, lange bevor die Sterne ihr Silber an den Morgen verschenkten, mit kleinen Kinderstimmen: „Sieg und Frieden — Sieg und Frieden — Sieg und Frieden —“ und wenn die Kirche von „Sankt Magdalena“ schwieg, bimmelte die Glocke von „Unserm Herrn im Elend“ fromm und froh ihr helles: „Der Heiland kommt — der Heiland kommt.“ In diesem Glockentau gingen die Leute alle Morgen zur Adventmesse. Denn die Zeit der Weihnacht war sehr nahe. Scheue Funken tanzen den Menschen in windgeschützten Laternen zur Kirche voran. Und manche Orgel lobte lauter, als der ferne Kanonendonner an ihm frevelte, den Herrn.

Um diese Zeit des Kriegs-Advents ging ein Gerede durch die Täler und durch die Weiler und hockte bei den Weibern, die für die Soldaten warmes Unterzeug strickten; es schlich um die Lazarette, über denen das Rote Kreuz brannte, und flog vielleicht zurück ins Kriegsgebiet, aus dem es gekommen war, zu den Standschützen, die hoch oben, eingesprengt wie Edelraute ins Gestein, den Roten Adler bewachten, den Adler von Tirol. Es war das Gerede, das von einem Menschen erzählte, der Johannes hieß. Er soll früher einmal in Innsbruck Student gewesen sein. Dann nahm ihn der erste Kriegsruf, und die Lippen des jungen Mannes trugen eine Predigt der Heimtliebe, ein Lied, das wild war und aufwühlend, und heiß wie der rote Hahn. Irgendwo, im Wälschen hat's ihn dann gepackt; den Mann, jubelzuversichtlich von Sinnen und zart von Leibe. Tagelang zwischen Eis und Leichen. Und in seiner Bruß saß das italienische Eisen. Mit dem Herbst schickten sie ihn ins südliche Passeyer-Tal, damit er seine arme Brust wieder zusammenflickte. Bald kannten ihn alle in Meran und in Bozen und überall. Mit dem Wind, der die letzten Blätter einsammelte, wehte sein braunes Haar, das so dunkel war wie überreife Granatäpfel, und jetzt, im Vorweihnachtsschnee, flog es wie Hüttenrauch friedfertig über die weißen Wege. Sie sagten: damals, oben, in den Hängen, da habe zwischen Eis und Leichen noch einer mit ihm gelegen, und der verdarb ihm den Verstand. Aber das sagten sie wohl nur so; denn der kranke Johannes tat nichts, was nicht alle, die daheim geblieben waren, getan hätten: er ging von Hof zu Hof und predigte Liebe und predigte tiefe Worte, die nicht alle gleich verstanden; er kam in die Lazarette und sagte: „Seid stark wider den Erbfeind“; und dann wieder: „Der Friede sei mit euch!“ Oft auch sagte er: „Es kommt mitten in den Schrecken der Heiland in seiner Herrlichkeit — der Heiland kommt.“ Aber das bimmelten ja die Glocken in der Kirche von „Unserm Herrn im Elend“ schließlich auch, und viele andere Glocken bimmelten es vom Brenner bis hinunter nach Trient jetzt in der Weihnachtszeit. Und die Glocken waren doch nicht von Sinnen. Niemand wußte recht, wer der Jüngling war. In Bozen freilich und in Meran, da kannten sie sogar seinen Namen, wußten: das war der frühere Student der Philosophie an der Innsbrucker Universität, der Johannes vom Stadel hieß. Aber in den Dörfern und Weilern nannten sie ihn nur den Johannes, der Augen wie Blumen hatte und vom großen Kampf mit leuchtender Seele sprach und den großen Frieden mit segnenden Fingern als Hausspruch über die Tore schrieb, wenn seine Hände zitternd in ungewisse Fernen langten.

Nun hatte man den Johannes schon lange nicht gesehen. Und es ging auf den Heiligen Abend, der sonst so süß war und dies Jahr so herb und einsam, und der nur schwache Lichter in den Christbäumen entzünden würde. An diesem Weihnachtsabend begab es sich dann, daß in einem kleinen, versprengten Weiler südlich von Bozen eine seltsame Unruhe war, als dieser Abend schneehell der Mitternacht entgegenwuchs.

Da lag die Landstraße, still, einsam. In weltverlorenen Gehöften blinzelten die rotgelben Funken der Christbaumkerzen. Heilige Nacht über dem Land! Wie im Traum, mit verlöschten Geräuschen, glitt ein Militärwagen die Straße lang und die Soldaten, ganz in ihren hochaufgeklappten Mänteln verborgen, schienen lautlos hinterdrein zu schweben. Der warme Schein eines Weihnachtslichtes küßte einmal durch eine erfrorene Fensterscheibe die Spitze eines Bajonetts. Fern schlugen Hunde an, erstickten wieder in diesem friedfertigen Schweigen. Wenige Sterne guckten zu den Wolkenfenstern hinaus. Sahen die gedämpfte Weihnachtsfreude der Menschen auf Erden. Ein-

mal kam eine dunkle Frau die Straße lang; mit eiligen Schritten, die leicht wie der Fuß von Engeln waren; eine Schwester vom Roten Kreuz; irgendwohin, zu Liebe und Barmherzigkeit in dieser stillen, verzauberten Nacht. Und tief im Süden war das Murren des Krieges ganz stumm geworden. Um diese Zeit sang von den Kirchen, verschämt zuerst und doch bald voller Jubel in der Kehle, die Glocke ihren Weihnachtsspruch zur Mitternacht.

Um diese Stunde war es auch, daß ein alternder Mann eine armselige Karre über die Straße gegen Bozen schob. In der Karre lag, fürsorglich in Decken verwahrt, seine um vieles jüngere Frau. Es war der Bildschnitzer Josef Muigg aus Gröden, der einst im Felsental der Grödner Dolomiten das fromme und ertragreiche Handwerk der Herrgottschnitzerei ausgeübt und sich und sein Weib gut und leicht ernährt hatte. Manche Kirche Tirols hat feingeschnitzte Stühle von Meister Muigg, manches festgefügte Bauernhaus einen wohlgeformten Hausaltar, ein edel geschnitztes, in Wachs gebeiztes und vom Atem der Zeit nachgedunkeltes Herrgottsbild von seiner flinken und kunstfertigen Hand. Dann war Krieg gekommen und mit ihm auch mancherlei Not und Elend über den Meister Muigg vom Grödnertal. Er hatte seine feste Arbeitsstätte bei Sankt Ulrich in Gröden verlassen und, da er schwach und gebrechlich war und daher, so schwer es ihm auch manchmal verlangen mochte, nicht mit den andern Standschützen gegen den Lügenfeind ins Gebirge ziehen konnte, war er ein wenig unstät schwerfällig gegen Norden gewandert, auf Bozen zu, wo eine Base seiner jungen Frau Marie lebte, die sicher beide gerne aufnehmen würde. Denn die schwere Stunde der Marie Muigg, die ihrem alternden Manne endlich ein Kind schenken wollte, war nahe, und es schien besser, daß sie dort niederkäme, als im unsicheren Süden. So waren sie, um Geld auf der Eisenbahn zu sparen, mit ihren wenigen Habseligkeiten gewandert und in dieser geheiligten Nacht, dem Ziel so nahe, war das große Rauschen des Engels, das einen neuen Menschen in die Welt trägt, plötzlich und wohl auch durch die Aufregungen der Reisebeschwerden ein wenig zu früh, über die duldende Maria Muigg gekommen. Schneller, als es seine Füße mochten, hastiger auch, als es die seltsame Stille dieser Nacht vertrug, schob der Mann die Karre. Aber es ging wohl nicht, sie erreichten nicht mehr Bozen; die werdende Mutter stöhnte leise und ergeben, und wie die Mitternacht heilige Gedanken über die Welt breitete, da machte Josef Muigg vor einem kleinen Anwesen halt, das, in die einsame Straße versprengt, wie ein Obdach einlud. Der Bauer war oben bei den Soldaten im Gebirg, die Bäuerin nach Innsbruck verzogen, Tür und Fenster waren verschlossen, nur im Stall brummelten die Tiere sanft vor sich hin im halben Schlaf; die betreute der Hüterbub, der allein zurückgeblieben war.

Da klinkte der Meister Josef die Stalltüre auf und schob die Karre mit behutsamen Händen hinein. Der Hüterbub lag da mit plötzlich aufgerissenen Augen, schaute wie in ein Märchen und bekreuzte sich. Und Meister Josef warf eine Schütt Stroh auf neben den Kühen und bettete darauf die Frau, die jetzt sein Kind gebären sollte. Eine braune Kuh begrüßte die Gäste mit einem guten, freundlichen Gebrüll, und die Schafe, die ihre Köpfe aneinander gepferchт hatten, sahen neugierig den fremden Menschen an.

Draußen gingen die Glocken über das Land wie ein guter Wind. Viele sagten: „Christtag — Christtag" und sagten es mit vielerlei Stimmen, hell und tief, froh und fromm.

In diesem Klingen erfüllte sich die Stunde der Maria Muigg.

Es war ein Knabe, der neben der müde lächelnden Mutter auf der Strohschütt lag. Und ihre heiße Stirne kühlte Meister Josef mit seinen Händen, in die noch die Kälte der Winternacht blaue Adern zeichnete. Ganz warm und liebereich deckte er die Mutter mit Stroh zu und sie nahmen den Tieren von ihrer lieben Wärme. Der staunende Hüterbub war hinausgelaufen auf die Straße und hatte, von Wundern voll, die er nicht faßte, in die Sterne gesehen.

Da kommt ein Offizier mit drei Mann vorbei, fragt den Hüterbuben, was er denn oben in den Sternen will; sagt der Hüterbub: „Ein Wunder ist geschehn!" Geht der Offizier in den Stall hinein und sieht im Licht der freundlich geisternden Stallampe, was der Hüterbub für ein Wunder hält. Und er gibt der jungen Mutter aus der Feldflasche zu trinken und hält sie dann dem erfrorenen Meister Josef hin. Nimmt ein kleines Amulett, daß er mit anderen von seiner lieben Frau daheim mit in den Krieg genommen hat, und hängt es dem kleinen Wurm um den Hals, weil's doch Christnacht ist, und die Menschen beschenken einander. Dann nimmt er etwas aus seiner Geldtasche und schenkt's dem Josef Muigg. Gleich dem Offizier halten es die Soldaten. Da gibt's ein wenig Naschwerk aus dem Brotbeutel und auch ein paar Zigarren fallen ab. Dann haut der Offizier einen sanften Klaps dem Hüterbuben hinters Ohr: „Steh' nicht lang, Schlingel, lauf nach Bozen, eine Rote-Kreuz-Schwester hol, da hast, gibst ihr die Schrift da." Und schreibt auf einen Zettel die kleine Mitternachtslegende aus dem verlassenen Bauernhaus. Der Bub springt davon.

„Wie wird er denn heißen, der Kleine?" fragte der Offizier.

„Weiß halt noch nit, Herr Hauptmann", der Meister Josef.

Und dann müssen die drei wieder weiter, es ist ja Krieg in der Welt, müssen weiter, hinunter gegen Süden, von wo der arme Josef Muigg gekommen ist und wo der rote Tiroler Adler fliegt.

Der Meister ist nun allein mit seiner Marie und dem Neugeborenen und die Kuh, die den Soldaten nachgeglotzt hat, reibt ihre heiße Schnauze an der jungen Mutter, haucht sie voller Wärme und Liebe an.

Kommt der Hüterbub aus Bozen zurück und mit ihm noch zwei Schlingels. Gehn ganz scheu in den Stall, nur einer versucht gar, mit dem Würmchen, das ängstlich wimmert, zu spielen. Und schleichen leise hinaus in die Nacht. Die zwei sind wieder allein.

Da springt die Stalltür auf und die Rote-Kreuz-Schwester von Bozen ist da. Legt das Kleine in Windeln, hilft der Mutter, ist lieb und gut zu ihr. Und der Meister Josef steht verlegen und überflüssig daneben und klopft der scheckigen Kuh die Flanke. Nur ein wenig Geduld soll die Frau noch haben, bald muß ein Wagen aus Bozen kommen und der nimmt sie alle drei mit ins Lazarett zu den verwundeten Soldaten. Ist halt ein Kriegskind!

„Ein Kriegskind?" flüstert die Maria Muigg ungläubig und will die Hand der Schwester küssen.

Wieder fällt draußen der Glockentau übers Land. Die Christnacht ist aus. Funken springen den Weibern und den alten Männern voraus über den schneeigen Weg. Auf der Straße vor dem Stall stehn die Hüterbuben und winken mit der Stallampe. Dürfen das gar nicht in diesen Zeiten, aber sie tun's. Und die Leute, die aus der Messe kommen, schauen, bleiben stehen, fragen, erfahren. Jedes will hinein zur jungen Mutter und jedes will ihr was Liebes tun. Die scheckige Kuh ist ganz gekränkt, weil man sie zurückstößt und die Schafe sind noch viel neugieriger.

Die Weiber summen und surren. Draußen ist's so still. So weihnachtsstill. Das Echo vom Kriegslärm im Süden ist eingeschlafen, als ob es in dieser Nacht nicht mehr aufschrecken wollte.

Und die Weiber gehn leise hinaus in die Schneenacht, wollen warten, bis der Wagen aus Bozen kommt. Maria Muigg ist eingeschlafen. Und es ist Friede den Menschen auf Erden in diesem kleinen Winkel der heißen und wilden Welt. Ein paar Frauen summen es still, die andern fallen flüsternd ein: „Stille Nacht . . . ." Wie sie 's in der Kirche gesungen haben.

Wie Schlaf, wie süßer Schlaf liegt es auf allen. Und die Schneenacht ist mild.

Und still, so in Frieden versponnen still.

Die scheckige Kuh legt sich wieder schlafen.

Eine Turmglocke träumt: eins, zwei, drei, vier — und dann schwerer: eins — zwei.

Auch Maria Muigg, die Wandermüde, träumt neben ihrem Kind.

Da — plötzlich — klingen, wie Rufe im Traum, Schritte die Straße her. Dunkle Locken wehen über den Schnee.

Und durch die Menge schreitet der Johannes. Ein Licht ist in seinen Augen, wie er in den Stall tritt, und alle Kreaturen horchen auf.

Er aber richtet den Blick gegen Süden, wo der Krieg lauert, wo der Krieg lebt und nimmt mit sanften Händen den Neugeborenen hoch vom Strohlager, legt seine Augen auf das Kind, und spricht:

„Ich taufe dich — im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes taufe ich dich mit dem Namen Friedereich!"

Kleine Rundschau-Ecke

* **Belehrung.** „Ist es eigentlich schwer, eine Operette zu schreiben?" — „Na, und ob, sehen Sie, da müssen erst zwei den Text einem dritten stehlen, und dann muß noch ein vierter sein, der einem fünften die Musik stiehlt."

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann** G. m. b. H. in Bromberg.